
L e s e p r o b e

Christine Fischer

ELISA

**und der Schatten
Napoleons**

Prolog

„Beruhigt Euch, die Sache ist halb so schlimm!“

Vergeblich versuchte Heinrich Tilla das keuchende Weib des Fleischers zu besänftigen. Die Frau prustete für zwei. Sie hatte Mühe, ihren Leib gerade zu halten, während sie auf den Rezepturtisch zuwankte und ihre schweißnassen Arme auf die Marmorplatte stützte.

Unwillkürlich wich Heinrich zurück. Dabei war es weniger die Weibsperson als solche, die seinen Rückzug provozierte, es war ihr stinkender Atem - ein Giftnebel, wie zu Walpurgis angerührt.

Klagend forderte die Frau eine Medizin für ihren kranken Mann, möglichst rasch und von hilfreicher Wirkung. Als sie sah, wie bedächtig der Apotheker agierte, flehte sie: „Meister Tilla, beeilt Euch, sonst stirbt mein Mann, ehe ich mit dem Elixier bei ihm bin.“

„So schnell stirbt sich's nicht, Verehrteste. Gut Ding will Weile haben. Und bitte, sagt mir nicht, was ich wie schnell zu tun habe.“

„Aber mein Mann krümmt sich vor Schmerzen.“

„Was sagt der Doktor dazu?“

„Den konnt' ich nicht holen.“

„Ihr habt den Doktor noch nicht konsultiert?“

Die Frau war den Tränen nahe. „Ihr kennt doch meinen Mann. Fleisch gibt er nur gegen Bares heraus. Ist halt ein vorsichtiger Mensch ...“

„Ein Geizhals ist er. Jeder in Pirna weiß das, und Sie, Verehrteste, wissen es auch.“

Sie ergriff den Zipfel ihres Rocksaums und schnäuzte sie sich dreimal laut trompetend hinein.

Die beiden Knechte, die im Nebenraum mit dem Reinigen von Arzneiflaschen zugange waren, steckten kichernd die Köpfe zusammen. Hätte ein anderer der Frau des Fleischers die Wahrheit so unverblümt vor den Latz gefegt, er hätte sein Lebtag von ihm kein frisches Fleisch bekommen.

„Und wie hat es Euer Mann geschafft, den guten Doktor zu verprellen?“ Heinrich gab Georg, seinem Sohn und ersten Gehilfen, ein Zeichen, ihm eine von den braunen Kurzhalsflasche zu reichen.

„Was soll ich dazu sagen? Der Doktor hatte meinen Mann um Kredit für ein halbes Dutzend Schweinshaxen gebeten, zum Namenstag seiner beiden Söhne.“

Heinrich strich die Hand übers ergraute Haar und murmelte: „Ich ahne die Tragödie, ich ahne sie.“

„Nun ja, er hat nicht eingewilligt, mein Mann, der sture Bock. Die beiden gerieten in Streit, und der Doktor drohte, er werde sich an das enge Herz meines Mannes erinnern. Seitdem bete ich zum Herrn, er möge mich und die Meinen vor jedweder Krankheit bewahren.“

„Na, wenn er da mal nicht überfordert ist.“ Heinrich zog die obere Schublade des Rezepturtisches auf und entnahm ihm einen zurechtgeschnittenen Bastfaden. Wie ein Monument stand der Rezepturtisch in der Mitte der Offizin. Auf seiner marmornen Platte thronte ein torähnlicher Aufsatz, eine kunstvolle Schmiedearbeit mit kleinen Haken, an denen verschieden große, mit Tees und Kräutern gefüllte Leinensäckchen hingen. Kam jemand zur Tür herein, baumelten sie im Luftzug und verströmten ihren würzigen Duft.

Mit Hilfe des Bastfadens machte Heinrich das beschriftete Etikett an dem Fläschchen fest, nahm einen der Beutel vom Haken und schob der Frau beides zu. Die Gelegenheit nutzend, ergriff sie Heinrichs Hand und jammerte: „Meister Tilla, Ihr seid ein kluger Mann. Sagt, was kann ich jetzt tun?“

Solch körpernahe Vertrautheit mochte Heinrich nicht. Mit sanfter Gewalt entledigte er sich der Frauenhand. „Gebt Eurem Mann dreimal täglich zehn Tropfen von dem Öl, dazu einen Aufguss des Tees, und sagt ihm, er soll von der fetten Schwartensuppe lassen, bis der Leibschmerz sich verflüchtigt. Und dann soll er dem Doktor vier prächtige Schweinshaxen bringen und ihn für sein hartes Herz um Vergebung bitten.“

Der Frau schoss das Blut in den Kopf. Sie legte die geforderten zwei Groschen auf den Tisch, schob die Medizin in ihre Rocktasche und murrte: „Ob das meinem Mann gefällt?“

Heinrich eilte zur Tür, öffnete sie weit und sagte mit spöttischem Unterton, sich tiefer als nötig vor der Hinauswankenden verneigend: „Ansonsten garantiere ich für nichts. Allseits einen guten Tag und dem Gatten baldige Genesung.“

Heinrich Tilla hatte allen Grund, stolz auf seine Apotheke zu sein. Seit drei Generationen lag sie im Besitz der Familie Tilla. Weil die böhmischen Exulanten ihren protestantischen Glauben behalten wollten, kamen sie im Jahr 1639 nach Sachsen und ließen sich in der reichen Handelsstadt Pirna - keine Tagesreise von der Dresdner Residenz entfernt -, nieder. Das damalige Familienoberhaupt erwarb von der Stadt das Recht, die Apotheke zu betreiben, doch erst unter Heinrichs strebsamer Hand erblühte die Pirnaer „Hirschapotheke“ zu einer einträglichen Laborantenapotheke; einem Schmuckstück innen wie außen.

Mittlerweile war Heinrich Tilla über die Stadtgrenzen hinaus ein angesehener Mann. Er verteuflte die Quacksalberei, hielt die Gerätschaften sauber, benutzte ungefälschte Wägesätze nach dem Nürnberger Medizinalgewicht und distanzierte sich von den Betrügereien, mit denen windige Apotheker ihre Kassen füllten. Die Raffgier dieser Gewissenlosen hatte den Apothekerstand in

deutschen Landen in Verruf gebracht. Anstatt sich zu Ostern und Michaelis auf der Leipziger Messe zu bevorraten, kauften sie billig bei umherziehenden Materialisten ein, deren Arzneistoffe häufig überlagert und von fraglicher Wirkung waren. Die daraus mixturten Arzneien bescherten dem Kranken oft mehr Leid als Heilung und führten nicht selten zum Tod.

Den sich mehrenden Wohlstand verdankte Heinrich neben Fleiß und Redlichkeit auch einer glückhaften Fügung: Auf einer Reise durch Spanien hatte er in der Hafenstadt Cadiz die wohlhabende Kaufmannstochter Corasella Elisa Rodriguez kennen gelernt. Corasella war eine bildschöne Frau. Wegen eines Hüftleidens hatte ihr noch kein Mann die Ehe angetragen. Heinrich fiel es nicht schwer, über den Makel hinwegzusehen, und so gingen beide nach Sachsen und heirateten. Im dritten Ehejahr gebar Corasella einen Sohn, starb jedoch am Kindbettfieber. Der Knabe, auf den Namen Georg Hans Heinrich getauft, hatte von der Mutter die dunklen Augen und die tiefschwarzen, seiden schimmernden Locken geerbt, vom Vater die rasche Auffassungsgabe und das handwerkliche Geschick. Frühzeitig führte Heinrich den Sohn an das Apothekenhandwerk heran, und mit siebzehn Jahren schickte er ihn nach Langensalza an die Praktisch-Chemische Lehranstalt von Johann Christian Wiegleb - die einzige Fortbildungsstätte für Apothekergesellen in Deutschland. Stolz hielt Georg schließlich den Meisterbrief in der Hand. Von nun an wählte auch der Vater, wenn er im Beisein anderer mit dem Sohn sprach, das respektvolle *Sirs*, wie es sich unter Meistern gehörte.

Heinrichs sorgsam durchdachter Lebensplan schien in Erfüllung zu gehen. Noch ahnte er nicht, dass widrige Umstände die Familie schon bald in ihren Grundfesten erschüttern sollten.

Im Sommer 1782 heiratete Georg die zierliche Anna, deren Liebe ihm wie ein zahmes Täubchen zugeflogen war. Dabei mangelte es ihr nicht an Bewerbern. Eckhard Rettich, der Sohn des Seilermeisters, war von Annas Rocksäum kaum wegzukriegen, wohl wissend, dass jener einiges wert war, denn die blonde Tochter des Goldschmieds saß, als sie den Vater zu Grabe trug, auf einem

beachtlichen Erbe, mit dem sie sich in Dresden hätte gut verheiraten können. Doch Anna schlug alle Bewerber aus und reichte Georg die Hand fürs Leben, den sie von Herzen liebte.

Das jedoch hatte Rettichs stadtbekanntem Jähzorn nur noch herausgefordert. „Zum Kinderkriegen ist sie eh zu mager!“, plärrte er über die Köpfe der Marktweiber hinweg. „Schaut Euch das bretterdürre Weib doch an! Ihr Mann soll achtgeben, dass er sich keinen Splitter in die Lenden stößt!“

So oft der Rüpel seinen Schmutz auch unter die Leute spie - wenn der junge Apotheker hinzutrat, zog er es vor, sich zu verdrücken. Georg scheute sich nicht, ihm vor aller Augen und Ohren Wahrheiten an den Kopf zu werfen, die kein Pirnaer, der sein Leben liebte, auch nur zu denken wagte. Nein, Eckhard Rettich war nicht irgendein lausiger Kerl, wie sie zuhauf unter Sachsens Himmel krauchten, der untersetzte Rotschopf mit den klotzigen Augen war die Niedertracht in Person. Kaum ein Tag verging, an dem er Anna nicht mit Drohungen geängstigt oder mit übler Nachrede beleidigt hätte.

Deshalb war Heinrichs und Annas Erstaunen groß, als Georg sie mit der Absicht überraschte, er werde in den Orient reisen und später in Dresden ein eigenständiges Unternehmen mit exotischen Waren gründen. In seiner Vorstellung existierte er bereits, der *Tillasche Drogen- und Gewürzhandel*. Größer und einträglicher als der des Onkels in Cadix.

Heinrich redete mit Engelszungen, doch jedes Mal, wenn sie nach getaner Arbeit gemeinsam in Heinrichs Rauchstübchen, wie er es nannte, saßen, hielt Georg dagegen: „Vater, weshalb wollt Ihr mich hier in Pirna anbinden, dem Spatzennest am Zipfel der Residenz? Jetzt bringt die Apotheke noch ausreichend Gewinn, aber niemand kann sagen, ob das so bleibt.“

Heinrich winkte ab. „Arzneien brauchen die Leute immer.“

„Ja, Kümmelöl für die fette Galle des Fleischers, gestoßene Minze für die keuchenden Lungen der Marktweiber. Dabei könnten wir mit des Onkels Hilfe ins Handelsgeschäft einschlagen, expandieren, Kapital erwirtschaften. Schaut Euch doch um, wo die Leute mit den prallen Geldbeuteln sitzen.“

„Also daher weht der Wind! Den Leipziger Großhändlern will er eine Konkurrenz aufmachen, der Herr Sohn.“ Heinrich schüttelte den Kopf. „Nein, Georg, ich kann dieses Hirngespinnst nicht gutheißen. Du lässt mich und dein junges Weib zurück, als bedürften wir deiner nicht.“

Georg ließ nicht locker. „Keiner der Apotheker, die es zu wahren Wohlstand gebracht haben, gab sich zufrieden mit dem kläglichen Ertrag aus dem Verkauf von Arzneien und diversem Kleinkram.“

Heinrich wurde laut: „Bislang bist du recht ordentlich von diesem Kleinkram satt geworden! Aber ich merke schon, sie ist unverrückbar, die Wand in deinem Kopf. Tu, was du nicht lassen kannst, aber der Tag wird kommen, an dem dich das Schicksal für deinen Hochmut straft. Geb's Gott, dass ich das nicht mehr erlebe!“

„Vater, so dürft Ihr nicht reden!“

Heinrich winkte ab. „Spar dir deinen Atem. In dieser Sache bin ich taub für jedes weitere Wort.“ Er rückte auf die Kante seines grün gepolsterten Ohrensessels, rieb sich das Bein, das ihm seit Tagen schmerzte und gab dem Sohn mit einer flüchtigen Handbewegung zu verstehen, dass er allein sein wollte.

Nachdem Georg das Zimmer verlassen hatte, stopfte Heinrich zitternd etwas Tabak in seine Meerschaumpfeife und entfachte an der brennenden Kerze einen Holzspan. Kräftig paffend brachte er den Tabak damit zum Glimmen, zog den Rauch genüsslich ein, behielt ihn einen nachsinnenden Moment im Mund und stieß ihn dann ruckweise über die gerundeten Lippen aus. Wie in Seenot geratene Kähne wankten die Rauchkringel an die Decke. Heinrich verfolgte sah ihnen nach, und dabei fragte er sich, ob es ihm gelingen würde, Georg von seinem unglückseligen Vorhaben abzubringen. Was sollte werden, wenn es dem Herrn gefiel, ihn zu sich zu rufen, während der Sohn über die Meere reiste? Was sollte aus Anna werden, die vor Tagen hatte durchblicken lassen, dass sie ein Kind unter dem Herzen trug.

Das Frühjahr 1784 strafte Pirna mit einem verheerendem Hochwasser. Nach langem schneereichen Winter trat plötzlich

Tauwetter ein. Die Zuflüsse stiegen bedrohlich an. Der Rückstau am Elbbogen bei Königstein war beängstigend. Geröll und Eisschollen vor sich herschiebend, fraß der Fluss sich seinen Weg durchs Gebirge. Eine Elle pro Stunde stieg der Elbpegel. Am Morgen des ersten März rollte eine gewaltige Flutwelle durch das sonst so liebliche Tal. Gegen Mittag gaben die Pirnaer Stadttore den Wassermassen nach. Erst barst das Elbtor, dann das Schifftor. Obwohl der Markplatz mit der Apotheke nach Süden hin leicht anstieg, hatten Heinrich, Georg und die beiden Knechte alles, was sie aus der Apotheke wegzutragen im Stande waren, auf den Trockenboden gebracht. Allein ihrer Schnelligkeit und ihrem gemeinsamen entschlossenen Handeln war es zu verdanken, dass die Katastrophe die Familie Tilla nicht nennenswert traf.

Am Morgen des dritten März brachte Anna ein gesundes Kind zur Welt. Ein Mädchen. Acht Wochen später taufte es der Pastor der evangelisch-lutherischen Stadtkirche St. Marien auf den Namen Elisa Corasella Tilla.

Mit Elisa zog Freude in das Apothekerhaus ein. Ein ganzes Jahr verging, ohne dass der stolze Vater seine Reisepläne auch nur erwähnt hätte. Doch die Ruhe täuschte.

Elisa ist Anfang 20, als sie nach schicksalhaften Wendungen in ihrem Leben nach Dresden kommt. Sie heiratet ihren Hauslehrer Alois Weller. Doch Napoleons Machtstreben liegt wie ein böser Schatten über dem Glück des Paares.

Drittes Buch

Der Schatten Napoleons

1. Kapitel

Eine fünfhunderttausend Mann starke Armee zieht im Sommer 1812 gegen Russland zu Felde. Nicht einmal die Hälfte dieser „Großen Armee“ besteht aus Franzosen. Mehr als zwanzigtausend Sachsen kehren nicht zurück.

Der erste Schnee lag handbreit auf Dresdens Dächern, die Menschen in ihren warmen Stuben bereiteten die Adventszeit vor, da sickerte die Nachricht durch, Napoleon habe seine Verbündeten aufgefordert, sich auf einen Krieg vorzubereiten.

Banges Warten überdeckte im Hause Holpert Freude und Zuversicht. Nachts schmiegte Elisa sich noch enger an Wellers Seite. Am Tag betete sie in der Kreuzkirche inbrünstig, der Kriegengel möge mit blinden Augen an ihrem Mann vorüberziehen. Wahrscheinlich hätte er das auch getan, wenn Gernot nicht mit weingelockerter Zunge bei einem Treppenplausch mit den im Dachgeschoss einquartierten französischen Offizieren Wellers Sprachkenntnisse über die Maßen gelobt und obendrein noch erwähnt hätte, wie vorzüglich er sich auch auf das Russische verstehe.

Tage später flatterte Weller der Befehl ins Haus, er habe sich am zehnten des Monats Februar in der Rekrutierungsstelle der Sächsischen Armee im Gewandhaus einzufinden.

„Wieso *du?*“ Elisa war außer sich. Mit fahrigen Bewegungen lief sie im Zimmer hin und her, während Weller mit dem Bescheid am Tisch saß und die Katastrophe unabänderlich auf sich zurollen sah. „Ich versteh das nicht. Es hieß, nur die jüngeren Jahrgänge würden eingezogen. Alois, du bist vierzig Jahre alt!“

Weller zog die Stirn kraus. „Hier steht: *Vorgesehen zur besonderen Verwendung.*“

„Und was bedeutet das? Was haben sie mit dir vor?“

Gernot konnte den laut geführten Wortwechsel bis ins Treppenhaus hören. Er klopfte an und kam herein. Als er die ernstesten Gesichter beider sah, wusste er, etwas Schlimmes war geschehen. Weller gebot ihm mit den Augen, sich zu ihm an den Tisch zusetzen und gab ihm das Schreiben. „Bitte lies das, und dann sage mir, ob ich dagegen etwas ausrichten kann.“

Gernots Apfelwangen erbleichten. Zunächst legte er das Schreiben kommentarlos zurück auf den Tisch, dann stierte er betroffen vor sich hin und schien angestrengt zu überlegen. Elisa

setzte sich zu ihm. „Nun, was meinst du, Gernot?“ In ihrer Stimme lag Hoffnung.

Mit Schrecken erinnerte Gernot sich seiner Prahlerei vor den französischen Offizieren. Dabei hatte er denen lediglich aufzutun wollen, welche gebildete Leute in seinem Haus wohnten. Auf Verständnis hatte er gehofft, auf ein ruhiges Verhalten der Einquartierten, auf gegenseitige Rücksichtnahme. Und nun? Mit seinem Geschwätz hatte er dem Schwager einen Bärendienst erwiesen.

Kleinlaut gestand Gernot seinen Fehler ein und erntete von Elisa und Weller und noch die halbe Nacht hindurch von Gesine einen Sturm an Entrüstung und Vorwürfen, die ihn dermaßen zu schaffen machten, dass er in betretenes Schweigen fiel und tagelang kaum etwas aß. Gesine machte sich ernsthaft Sorgen. Eines Morgens stellte sie sich vor ihren Mann hin und schalt ihn: „Glaubst du, Gernot, wenn du dich zum Zwerg hungerst und dir das Sprechen abgewöhnst, ersparst du Alois die Armee?“

In der Nacht vor der Einberufung konnten Elisa und Weller nicht voneinander lassen. Elisa wusste, wenn ihr Mann morgen früh das Haus verließ, war dies eine Trennung auf unbestimmte Zeit, im schlimmsten Fall für immer. Nie zuvor hatte sie ihren Mann hingebungsvoller geliebt, als in dieser letzten Nacht. In hilflosem Verlangen schmiegte sie sich an ihn, sog an seinen Lippen und bedachte seinen Körper mit phantasievollen Liebkosungen. Gern ließ er die intime Inbesitznahme geschehen, wissend, dass er sie sein Lebtag nicht vergessen wird.

Weit nach Mitternacht rollte jeder auf seine Bettseite und hoffte auf Schlaf. Elisa schlummerte rasch ein. Weller - die Hände unterm Kopf - starrte noch lange an die Decke und sann darüber nach, was aus Elisa werden sollte, wenn er nicht zurückkehrte. Würde sie einen anderen Mann finden, ihn genau so lieben und mit Körpergenüssen verwöhnen wie ihn in dieser Nacht? Würde sie womöglich zu Johann zurückkehren und mit ihm glücklich sein? Der Gedanke bereitete ihm ebensolche Angst wie die Vorstellung, Menschen töten zu müssen um selbst nicht getötet zu werden. Er

fragte sich, warum sein Leben sich derart gewandelt hatte. In wenigen Stunden setzte er seinen Fuß wider Willen in eine ungewisse Zukunft, deren kriegslüsterne Vorboten bereits die Hände nach ihm reckten. „Gott schenke mir die Kraft und den Glauben, diese Übermacht an Gewalt zu überstehen.“

Aus zuverlässiger Quelle wusste Gernot, dass man beabsichtigte, auch die Dresdner Rekruten Napoleons Großer Armee zuzuführen. In den nächsten Tagen sollte der Aufbruch in die Kantonierungsräume um Wittenberg erfolgen. Gernot zitterte beim Gedanken, an der erneuten Trennung des jungen Paares schuld zu sein.

Trotz des eisigen Windes lief Elisa jeden Tag zu den Ostrawiesen. Sie hatte eine Stelle erkundet, von der aus sie die Rekruten beim Exerzieren beobachten konnte. Sie erschrak über die barschen Befehle der Offiziere. Fassungslos sah sie, wie sie die Männer bei eisigem Wind stundenlang über den ungeschützten Platz trieben. Jeder Bauer behandelte sein Vieh mit mehr Respekt. Ihr Herz krampfte sich zusammen bei der Vorstellung, welche Drangsal Weller dort zu erdulden hatte. Er, der geboren war für den Umgang mit Sprache, mit Büchern, mit gebildeten Menschen, er, dessen feingliedrigen Hände virtuos über die Klaviertasten glitten und ihnen die wundervollsten Klänge entlockte, er übte sich nun an Haubitzen und Kanonen und war in bitterer Kälte der Willkür machtbefugter Offiziere ausgesetzt.

Ein Bote überbrachte Elisas einen kleinen Brief von Weller; es war mehr ein Zettel, eilig zusammengefaltet und ohne Siegel. An den Rändern war er beschmutzt und eingerissen, auch die Schrift war kaum lesbar. Weller musste ihn in großer Hast geschrieben haben, um ihr rechtzeitig mitzuteilen: *Morgen schon ziehen wir in die Wittenbergschen Kantonierungsräume. Ich werde dem Kürassierregiment Zastrow zugeteilt. Wohl deshalb, weil ich groß und kräftig bin und dank deiner liebevollen Fürsorge kerngesund. Ich küsse und umarme dich, meine über alles Geliebte.*

Sie brach in Tränen aus, lief mit dem Brief hinunter in die Holpertsche Wohnung, wo die Magd den Mittagstisch eingedeckt und Gernot und Gesine am Tisch Platz genommen hatten. Gernot war schockiert, als er die Nachricht las und sie halblaut kommentierte: „Etwas schlimmeres konnte Alois nicht passieren.“

Elisa blickte erschrocken auf. „Um Himmels Willen, wieso?“

„Gleich“, beschwichtigte sie Gernot und forderte sie auf, mit ihnen zu Mittag zu essen. Sie warteten, bis die Magd jedem eine Kelle von dem dampfenden Weißkrauteintopf in die Teller gegeben hatte. Schnuppernd prüfte Gernot, ob er auch ja mit reichlich Kartoffeln, Kümmel und Stücken von Schweinefleisch gemacht war, wie er ihn haben wollte. Dann sprach er das Tischgebet und rückte endlich mit der Antwort heraus, auf die beide Frauen gespannt warteten: „Die Kürassiere stellen die schwere Reiterei. Im Kampf bilden sie die Angriffsspitze. Ihr könnt euch denken, was das für Alois bedeutet.“

„In der Angriffsspitze?“ Elisa zuckte zusammen, und Gesine jammerte: „Ach Gott, mein armer Bruder, ich verstehe das nicht. Warum muss einen so sensibler, gebildeter Menschen wie er zum Soldaten gemacht werden?“

„Das kann ich dir sagen, meine Liebe: Weil den Franzosen allmählich die Soldaten ausgehen und sie sich nach gut Dünken in den Staaten bedienen, die sie unter ihre Knute gezwungen haben!“ Gernot donnerte die Faust auf den Tisch, dass die Teller schepperten. „Napoleons Schlachten, mit denen er die Herrscher Europas seit sechs Jahren in Schach hält, haben abertausenden Männern das Leben gekostet. Da braucht er Nachschub, der große Kaiser. Frischen, gesunden Nachschub an Männern und Pferden - beide sind ihm nämlich gleich viel und gleich wenig wert. So ist das!“

Elisa ist verzweifelt, denn Alois Weller muss in den Russlandfeldzug ziehen.

Noch im Frühjahr 1813 wartet sie vergeblich auf ihn. Ist ihr geliebter Alois tot?

Seit Stunden lief Weller durch die Dresdner Heide. Das riesige Waldstück oberhalb des Elbhanges kannte er gut. August der Starke hatte hier seinerzeit Wege in Form eines Spinnennetzes anlegen lassen, mit Längs- und Rundwegen, in der Mitte der Saugarten. Wer das nicht wusste, geriet leicht in Gefahr, im Kreis zu laufen und im Dunkeln aus dem Wald nicht mehr herauszufinden.

All das hatte Weller vorausschauend bedacht. In der Morgendämmerung hatte ihn die Kutsche des Barons bis Radeberg gebracht. Von da aus hatte er seinen Weg bei mildem Sommerwetter zu Fuß fortgesetzt und noch vor Sonnenuntergang den Wald durchquert, der sich jetzt lichtete.

Währe Weller jemandem begegnet, hätte der ihn wahrscheinlich für einen Bettler oder Landstreicher gehalten: Das strähnige Haar unter dem abgewetzten Filzhut stieß auf die Schultern. Kinn und Wangen hatten seit Tagen kein Rasiermesser gesehen. Auch das graue Hemd, die schlottrigen Hosen und der dünnlederne Überwurf zeugten nicht eben von einem sächsischen Offizier.

Mit Anbruch der Dämmerung erreichte Weller den Elbhang. Eilig lief er am Waldschlösschen vorbei zur Bautzner Straße und überschaute nun, wonach er sich monatelang gesehnt hatte: die Elbe, die Wiesen zu beiden Seiten, die stolzen Türme der Stadt. Der Anblick ließ ihm das Herz höher schlagen. Trotz des heftigen Kanonendonners, der den Himmel zu sprengen drohte, atmete er erleichtert auf; die Heimat hatte ihn wieder. Zugleich fragte er sich, welch gewaltige Schlacht der Tag gesehen haben musste, wenn sie jetzt, da die Uhr Punkt neun zeigte, noch immer im Gange war.

Noch zweifelte Weller nicht daran, dass die Verbündeten Dresden eingenommen oder Napoleon zumindest eine empfindliche Niederlage zugefügt hatten, von der er sich so rasch nicht erholen würde. Er hoffte es so sehr. Im Hause des Barons hatte er vom

Aufmarsch der Verbündeten vor Dresden erfahren und die Nachricht als Aufforderung verstanden, seinen Zufluchtsort jetzt zu verlassen. In Dresden wollte er zu den Österreichern gehen. Auch war ihm zu Ohren gekommen, dass General Thielmann zu den Russen übergewechselt war, nachdem er sich der königlichen Order, die Festung Torgau den Franzosen zu öffnen, widersetzt hatte.

Wenige Stunden noch, dann würde das Versteckspiel ein Ende haben. Mit Freude wollte Weller die weiße Uniform der Österreicher anlegen und seinen Teil dazu beitragen, Napoleon aus Deutschland zu vertreiben. Zuvor aber musste er Elisa sehen und ihr den Grund seines monatelangen Schweigens erklären, in der Hoffnung, dass sie ihn verstehen und ihm verzeihen würde.

An eine Buche gelehnt wollte Weller abwarten, bis der Kriegslärm verstummt war. Zuversichtlich schaute er über das Elbtal hinweg. Flussaufwärts sah er dicke Rauchsäulen über den Dörfern Striesen, Blasewitz, Reick und Prohlis aufsteigen. Offenbar hatte es dort heftige Gefechte gegeben.

Allmählich ließ der Geschützdonner nach, und mit zunehmender Dunkelheit loderten rings um die Altstadt Wachtfeuer. Weller zog die goldene Taschenuhr, die Elisa ihm zur Hochzeit geschenkt hatte, aus dem Versteck im Hosenbein. Es war halb zehn. Er lief den Hang hinunter zur Elbe, überredete einen Bauern, ihn mit dem Boot ans andere Ufer zu bringen. Dort nahm er geraden Kurs in Richtung Großer Garten, dort wollte er die Lage erkunden. Im Schutz zunehmender Dunkelheit schlug er sich durchs Gehölz, zwängte sich durch Buschreihen, überquerte den Landgraben, und je näher er seinem Ziel kam, desto mehr verwundeten und toten Preußen, Russen und Franzosen begegnete er. Noch kümmerte sich niemand um die jämmerlich schreienden und stöhnenden Verletzten; die meisten würden die Nacht nicht überleben. Auch unzählige Pferde lagen mit blutenden Köpfen und zerschossenen Leibern zuckend am Boden und hauchten qualvoll ihren letzten Atem aus.

Inzwischen war es stockdunkel. Mit Mühe erreichte Weller die waldige Umgrenzung des Großen Gartens. Er schlich sich so nahe an einen Biwakplatz heran, dass er im Schein der Wachfeuer die

Uniformen der Soldaten erkennen und hören konnte, in welcher Sprache sie sich unterhielten. Er erschrak. Es waren Franzosen. Aber wenn die Franzosen vor der Stadt in Stellung lagen, waren sie nicht besiegt. Also konnte die Schlacht noch nicht entschieden sein.

Weller schluckte. Das hatte er nicht erwartet. Er überlegte, was er jetzt tun sollte. Als Landstreicher, für den er sich ausgab, hatte er keine Chance um diese Zeit in die Stadt zu gelangen. Seine wahre Identität konnte er nicht preisgeben; nicht den Franzosen und nicht den Sachsen, die den Deserteur sofort festnehmen würden. Wohl oder übel musste er die Nacht im Freien verbringen und schauen, was der nächste Tag brachte. Dabei hatte er sich unsagbar auf das Wiedersehen mit Elisa gefreut, auf die Nacht mit ihr, auf ihre zärtlichen Umarmungen, ihre Liebkosungen. Enttäuscht hockte er sich ins Gras und kämpfte mit den Tränen. Er brauchte eine Weile, bis er sich wieder gefangen hatte und auf das besann, was die Situation jetzt erforderte.

Zunächst schlich er um das Lager herum in Richtung Parkpalais und traute seinen Ohren nicht: hier waren Russen. Freund und Feind lagen hier offenbar dicht nebeneinander. Um das Palais herum standen die Wagen der Marketenderinnen, die ihre Waren feilboten. Weller sah russische, französische und auch preußische Soldaten wie die besten Freunde miteinander plaudern. Nur Österreicher sah er nicht. „Wo, zum Teufel, sind die Österreicher?“, fluchte er leise und zog es vor, wieder zurück zu der alten Stelle zu gehen, die Elbwiesen als Fluchtweg im Rücken.

Napoleon ritt noch einmal um die Altstadt herum, ehe er mit General Saint Cyr, der Dresden tapfer verteidigt hatte, das Schloss betrat. An der Tafel des Königs speisten sie bis spät in die Nacht hinein. Der Kaiser war ausnehmend zuversichtlich, ja fröhlich gestimmt und resümierte den Tag in lebhaften Worten: „Sie werden sich diese Nacht zurückziehen! Davon bin ich überzeugt. Ich werde ihnen auf den Hacken bleiben und vor ihnen in Böhmen ankommen. Ich werde auf Prag marschieren!“

Bereits am Nachmittag war den Bürgern beider Stadtteile befohlen worden, sobald es dunkelte, Lichter in die Fenster ihrer Häuser zu stellen, damit die aus Schlesien nachkommenden Truppen den Weg in die Stadt leichter fanden.

Jubelgeschrei drang plötzlich vom Schlossplatz herauf. Ein französisches Bataillon brachte an die siebenhundert gefangene Österreicher, unter ihnen viele Freiwillige. Es war ein Bild des Jammers: Gesunde und Verwundete stützten sich gegenseitig. In den vom Kampf gezeichneten Gesichtern war die Wut über die erlittene Niederlage zu lesen, und der Hass gegen den Eroberer stand ihnen auf der Stirn. Napoleon ging hinunter, besah sich die Gefangenen mit regloser Miene, verteilte einige Kreuze der Ehrenlegion an seine Gardisten und nickte dem Bataillonsführer zufrieden zu.

„Wir sperren sie in die Kreuzkirche“, rief der und gab das Kommando zum Abmarsch.

Ohne Brot und Wasser verbrachten die Österreicher die Nacht in der Kirche. Notdürftig wurden die Verwundeten versorgt, am nächsten Tag wollte man über ihr weiteres Schicksal entscheiden.

Weller war zu der alten Stelle zurückgekehrt. Erschöpft hockte er sich vor ein Bruchstück der zum Großteil abgerissenen Umfassungsmauer, lehnte den Kopf daran und schloss die Augen. Nach dem anstrengenden Tagesmarsch, den er hinter sich hatte, dauerte es nicht lange, bis ihn die Müdigkeit übermannte. Doch kaum, dass er eingenickt war, erwachte er vom monotonen Geräusch einsetzenden Regens.

„Verdammt, auch das noch!“, fluchte er erneut und zog den Überhang fester über die angewinkelten Beine. Noch bot ihm die Eiche, unter der er hockte, einigen Schutz, aber von Minute zu Minute wurde der Regen stärker. Nebelschwaden krochen über den Boden. Die Luft war kalt und roch nach feuchter Erde. Weller fröstelte. Zwar hatte er in Russland weit schlimmere Kälte erlebt, doch die Erinnerung daran war ihm jetzt kein Trost.

Auf einmal hörte er hinter sich ächzende Stimmen. Neugierig lugte er über den Rand der Mauer. Was er sah, verschlug ihm den Atem: Eine Hand voll Franzosen zerrte gefallene Soldaten wie Baumstämme hinter sich her zum Lager. Weller stutzte. Wieso taten sie das, zumal zu so früher Stunde - es mochte zwei Uhr sein. Vorsichtig schlich er hinter ihnen her und erschauerte, als er im Dämmerlicht sah, wozu den Männern die Leichen dienten: In zwei, drei Lagen schichteten sie die toten Leiber übereinander, deckten Stroh darüber und legten sich obenauf. Auf diese Weise schufen sie sich über dem feuchtkalten Boden eine Art Bett, auf dem sie für den Rest der Nacht weich und trocken und wahrscheinlich auch warm ruhen konnten, denn die Ärmsten unter ihnen waren erst wenige Stunden tot.

Mit dem Regen hatte eine allgemeine Flucht unter Bäume und Sträucher begonnen, ein Kampf um die trockensten Plätze für den Rest der Nacht. Tornister lagen achtlos herum. Gewehre blieben im Regen stehen. Wachfeuer erloschen. Und mit einem Male lag eine unheimliche, nur vom Prasseln des Regens durchbrochene Stille über dem Gelände. Weller hatte dieses Geräusch immer gemocht. Jetzt empfand er es als Bedrohung, sah es als Warnung der Natur, von dem bevorstehenden Gemetzel abzusehen, das tausenden Männern das Leben kosten und brave Bürger in Not und Elend stürzen würde.

Geduckt lief er zurück zu dem alten Platz und hockte sich vor die schützende Mauer. Trotz der widrigen Umstände schlief er sofort ein, schlief fest und traumlos, bis ihn ringsum einsetzendes Getöse aufschreckte. Soldaten rannten umher. Offiziere schrieen Befehle. Pferde wieherten. Von Fern drang Kanonendonner herüber. Der zweite Schlachttag hatte begonnen. Weller schaute auf seine Uhr. Es war kurz nach sieben. „Heute wird’s entschieden“, sagte er sich, stand auf und reckte die steifen Glieder. Um zu Kräften zu kommen, aß er alles auf einmal auf, was er an Proviant in der Tasche hatte: zwei dicke Butterbrote, ein Stück Hartkäse, einen Apfel. Während er aß, überlegte er, wie er es anstellen sollte, von den Franzosen unbemerkt in die Stadt und zu Elisa zu gelangen. Schließlich konnte er nicht einfach an der Hausglocke läuten und

zum Fenster hinauf rufen: „Hallo, hier bin ich!“ Vorsicht war geboten. Noch war er Offizier dieser Armee und verpflichtet, sich kampfbereit in ihre Reihen zurückzumelden.

Er drückte den Hut tiefer ins Gesicht und beschloss: „Erst einmal flussabwärts gehen, auf die Stadt zu, das Weitere wird sich finden.“

Auf dem Weg, der von Blasewitz zum Eliasfriedhof führte, schloss er sich einer jungen Familie an, die aus dem umkämpften Dorf Striesen geflohen war. Haus und Hof hatte sie verloren und hoffte in Dresden auf Unterkunft. Der Vater ging voran. „Die Franzosen konnten das Dorf gegen die Russen nicht halten. Vor dem Rückzug haben sie unsere Häuser abgebrannt.“ Seine bärentiefe Stimme klang zornig. Der kräftige Mann trug den halbwüchsigen Sohn, der unentwegt hustete, auf dem Rücken. „Sie haben uns verboten, das Feuer zu löschen. Wir standen vor dem Haus und konnten nichts tun. Die Flammen haben alles verschlungen. Unser ganzes Hab und Gut!“

Seine Frau, die hinter ihm ging, schluchzte und schniefte die Nase. Zum Schnäuzen hatte sie die Hände nicht frei. Ihre beiden, vor Erschöpfung jammernden und vom Kanonendonner verängstigten Töchter klammerten sich daran.

„Wenn die Eltern uns in Dresden nicht aufnehmen, weiß ich nicht, wohin wir gehen sollen“, klagte sie und warf Weller einen dankbaren Blick zu, als er ihr anbot, eines der Mädchen zu tragen. „Wenn Sie die Kleine nehmen würden, sie kann kaum noch laufen.“

Das Kind mochte vier Jahre alt sein, hatte hübsche blonde Zöpfe und hellblaue Augen. Als spüre sie, dass der Mann ein kinderlieber Mensch war, schmiegte sie sich eng an seine Schulter und schluchzte: „Ich hab Hunger ...“

„Ich weiß“, sagte Weller, drückte sie noch fester an sich und strich ihr tröstend übers das glatte, seidige Haar. Er konnte es nicht ertragen, Kinder leiden zu sehen. Jetzt bereute er sein ausgiebiges Frühstück. Nicht die kleinste Krume hatte er übrig gelassen.

„Verrätst du mir, wie du heißt?“

„Lottchen“, flüsterte sie und schaute ihn verschämt von unten herauf an.

„Das ist ein hübscher Name. Er passt zu dir.“

„Eigentlich heiÙe ich Lieselotte Ottrig, aber Lottchen gefllt mir besser, und die Mutter und alle anderen Leute sagen auch Lottchen zu mir.“

Weller schmunzelte. Frsorglich zog er seinem Umhang über den kleinen Kopf, dann wandte er sich noch einmal der Mutter zu: „Sagen Sie, wo genau in Dresden wohnen Ihre Eltern?“

„In der Friedrichstadt. Nicht weit vom katholischen Friedhof. Wir wissen noch gar nicht, wie wir dahin kommen. Die Eltern sind erst im Frühjahr nach Dresden gezogen.“

„Kein Problem. Da laufen Sie immer gerade durch die Stadt hindurch bis ans westliche Ende. Das wird aber nicht einfach bei dem Chaos, das jetzt sicherlich dort herrscht.“

„Ja“, stöhnte die Frau. „Das wissen wir, aber was bleibt uns anderes übrig? Wir haben kein Dach über dem Kopf.“ In ihrer weinerlichen Stimme schwang die Angst mit, nicht zu wissen, was sie und ihre Familie in den nächsten Tagen erwarten würde.

„Nun verzagen Sie nicht. Am besten, ich führe Sie hin. Ich kenne mich in Dresden gut aus. Ich denke, sobald wir die Wachtore passiert haben, wird es leichter. Die Franzosen haben groÙe Verbnde auÙerhalb der Stadt zusammengezogen, da wird drinnen nicht gekämpft. Ich vermute, das Schlachtgeschehen konzentriert sich auf die linkselbischen Vororte um die Altstadt herum, vor allem auf die Sdhhen.“

„Scheint, Sie verstehen was davon“, warf der Mann ein, der den Wortwechsel bislang stumm verfolgt hatte. Jetzt wandte er sich um und maÙ Weller mit einem skeptischen Blick, als wollte er sagen: Als Landstreicher kamst du mir gleich seltsam vor.

Weller zuckte nur mit den Schultern und antwortete ausweichend: „Ist halt keine gute Zeit, die uns der Herrgott bereitet.“

Nahe dem Eliasfriedhof galt es, eine der acht eilig errichteten, von mächtigem Pfahlwerk umgebenen Schanzen zu passieren, die Weller noch nicht kannte. Sie schtzten die dahinter liegenden Stadtzugnge zum Ziegel- und Rampischen Schlag. Flüchtende, die sich in die Stadt retten wollten, stauten sich davor mit ihren eilig

bepackten Fuhrwerken oder Leiterwagen, auf denen ihre nach Brot jammernden Kinder hockten. Manche schiefen vor Erschöpfung, manche weinten still vor sich hin, weil der anhaltende Kanonendonner sie ängstigte und der kalte Dauerregen sie bis auf die Haut durchnässt hatte. Auch nahm der beißende Brandgeruch in der Luft stündlich zu.

Am Rampischen Schlag hieß es, wegen der Schlacht werde der Zugang zur Stadt nur für kurze Zeit für Zivilpersonen geöffnet, entsprechend groß war das Geschrei und Gedränge. „Wenn die Kinder nicht bald ins Trockne kommen, holen sie sich den Tod!“

Über eine Stunde brauchte Weller, bis er alle Hindernisse überwunden und mit „seiner“ kleinen Familie, wie er vorgab, auf die Rampische Straße am Neumarkt gelangte. Lottchen, die er noch immer auf dem Arm trug, musste sein Herz heftiger schlagen hören, als er auf das Eckhaus zuging und nur den einen Gedanken noch hatte: *Elisa*.

Mutig warf er einen Blick hinauf zur Wohnung. Das rechte Fenster neben dem Erker stand offen. Dahinter lag das Wohnzimmer. Auf dem Sofa hatten sie so manche, mit zärtlichen Küssen angefüllte Stunde verbracht. Vor übergroßer Sehnsucht war er nahe daran, Elisas Namen laut auszurufen. Eine Männerstimme, auf französisch einen Fluch ausstoßend, hielt ihn zurück. Also sind Franzosen einquartiert, schlussfolgerte Weller. Schon befürchtete er das Schlimmste, da sah er einen Mann in Zivil neben einem Blaurock aus dem Haus eilen. Es war Doktor Pienitz. Demnach waren die Einquartierten Verwundete. Weller atmete erleichtert auf, in der Hoffnung, dass die Männer arg genug an ihren Verwundungen litten, dass sie weder gehen, noch stehen konnten und zu keinem sonstigen Begehren in der Lage waren. Doch jetzt stand für ihn fest: Am Abend musste er Elisa sehen, auch auf die Gefahr hin, von den Franzosen erwischt zu werden.

„Wir müssen zum Wildruffer Tor!“, rief Weller dem Mann zu, er hatte an Vorsprung gewonnen. „Den Altmarkt lassen wir links liegen. Gehen Sie rechterhand die Straße gerade durch!“

Das war auch gut so, denn auf dem Altmarkt wimmelte es von hektisch aufbrechenden und sich formierenden Soldaten. Lauthals

kommandierten die Offiziere ihre Männer in die Reihen. Pferde trappelten über das Steinpflaster, gefolgt von schweren Geschützen, deren höllenhafter Lärm alle sonstige Geräusche übertönte; man verstand das eigene Wort nicht mehr. Und der Geschützdonner vor der Stadt wurde noch heftiger. Schlag auf Schlag feuerten die Kanonen ihre Geschosse ab, dass der Himmel zitterte, der als unsichtbarer Gegner mit Nebel und strömendem Regen in das Schlachtgeschehen eingegriffen hatte.

„Und wo, bitte, ist *gerade*?“, rief der Mann zurück und blieb mit dem Jungen stehen, der hüstelnd und bis auf die Knochen durchnässt auf seinem Rücken hing. „Ich kann hier keine Straße erkennen. Am besten, Sie gehen voraus.“

Der gestrige Beschuss der Stadt hatte überall Spuren der Zerstörung hinterlassen. Noch waren Dachziegel, Steine, Holzbalken und sonstiges Geröll nicht weggeräumt. Die Straßen und Gassen quollen über vor Verwundeten. In endlosen Reihen hockten sie vor den Häusern auf dem nassen Boden, ringsum Schmutz und Unrat. Jedem, der vorüber kam, reckten sie die zittrigen Hände entgegen, flehten um Hilfe, bettelten um einen Kanten Brot, einen Apfel, einen Schluck Wasser. Weller fiel auf, dass viele dieser erbärmlichen Kreaturen nicht einmal Stiefel an den Beinen hatten. „Sie sind uns stecken geblieben in dem fetten Schlamm“, erklärte einer. Und der junge Soldat neben ihm fügte hinzu: „Der Morast hat sogar den Pferden die Eisen von den Hufen gezogen, das hab ich ...“ Er wollte weiterreden, bekam aber einen Hustenanfall, und bei der noch immer brandgeschwängerte Luft half es ihm auch nicht, tief durchzuatmen.

Sie gingen weiter, sahen, wie immer mehr dieser bedauernswerten Geschöpfe vom Schlachtfeld in die überfüllte Stadt gebracht wurden. Tausende Gefangene, vor allem Österreicher, kamen noch hinzu. Wo gerade Platz war, pferchten sie die Franzosen in Gruppen zusammen und überließen sie ihrem Schicksal.

Hinter dem Wilsdruffer Tor erstreckte sich der Teil des Schlachtfeldes, auf dem die Franzosen am Vortag erbittert gegen die Österreicher gekämpft hatten. Überall lagen sie verstreut, die

toten Österreicher in ihrer weißen Montur. Weller schüttelte ungläubig den Kopf. Es sah aus, als hätte jemand Wäsche zum Bleichen ausgelegt. Er überlegte, wie viele Tote die Schlacht wohl gefordert haben mochte - eintausend, zehntausend, fünfzehntausend? Jeder dieser Männer hatte daheim eine Familie, hatte liebe Menschen zurückgelassen, die nun vergeblich auf ihre Rückkehr warteten.

„Welches Haus ist es denn?“, wollte Weller wissen.

Die Frau überlegte. „Ich glaube ... wo der Friedhof beginnt. Das Haus gegenüber.“

„Ich habe Sie nicht verstanden, sprechen Sie lauter!“, rief Weller ihr zu. Der Kanonendonner übertönte jedes noch so deutlich gesprochene Wort.

„Das Haus, wo der Friedhof beginnt!“, rief die Frau zurück so laut sie konnte.

Plötzlich blieb ihr Mann, der einige Schritte vor ihr ging, unvermittelt stehen. Sie trat zu ihm. „Was ist?“, fragte sie und munterte ihn auf, weiterzugehen, jetzt hätten sie es doch gleich geschafft. Er aber rührte sich nicht, verharrte wie erstarrt in seiner gebückten Haltung als habe ihn der Schlag getroffen. Weller hörte, wie er leise zu weinen begann und immer wieder die gleichen undeutlichen Worte vor sich hin murmelte. Seine Frau verstand nicht. „Herbert, was hast du gesagt? Sprich lauter!“

Da wandte er ihr das Gesicht zu und schluchzte: „Sein Herz ... es schlägt nicht mehr.“

Weller übergab Lottchen der Mutter, nahm dem Mann den Jungen ab und legte ihn, vorsichtig den Kopf im Arm haltend, auf den Boden. Sein Gesicht war bleich, die Lippen blau, Mund und Augen standen offen. Weller wusste, was geschehen war. Der Junge hatte keine Luft mehr bekommen. Auf dem Rücken des Vaters war er erstickt. Der Gedanke würgte Weller. Da hatte er sich um das niedliche Goldköpfchen gesorgt, während der hüstelnde Junge mit dem Tode rang. Hätte er ihm helfen können? Warum hatte er seine Not nicht bemerkt?

Gegen drei Uhr war die Sache entschieden, und bis zum Abend war Napoleon das schier Unmögliche gelungen: Er hatte die zahlenmäßig überlegene Armee der Verbündeten von der Stadt zurückgedrängt. Nach und nach erstarb der Kanonendonner. Die Verbündeten leiteten den geordneten Rückzug ein. Napoleon begab sich durch das Wilsdruffer Tor ins Schloss. Sein Generalstab und die alte Garde folgten ihm mit Musik. Der sächsische Major von Odeleben, der neben ihm ritt, beobachtete ihn und stellte für sich fest: *Wie alle ist auch er völlig durchnässt. Die Krempe seines Zweispitzes hängt über den Nacken hinab. Von dem grauen Rock trieft das Wasser. Die langen Aufschlagstiefel sind bis hoch herauf mit Schmutz bespritzt. Seine kurze beleibte Figur sitzt nicht eben ritterlich zu Pferde und bewegt sich fort wie im Fleischertrabe.*

Punkt sechs Uhr betrat Napoleon das für ihn hergerichtete Ankleidezimmer. Er nahm ein Bad und wählte für den Abend die Generalsuniform. Dann ließ er heiter gestimmt den sächsischen Kriegsminister Gersdorff zu sich rufen und bedauerte vor ihm seinen Schwiegervater Kaiser Franz von Österreich wegen der großen Verluste. „Die Einigkeit fehlt noch unter den verbündeten Herrschern. Das schlechte Wetter von heute hat sie vor einer schlimmeren Behandlung bewahrt. Ich wollte die Höhen im Sturm nehmen. Allein der Regen hat mich daran gehindert. Ich denke vor dem Feind in Böhmen zu sein und zur selben Zeit in Prag, wie meine Herren Kollegen. Ich bin erfreut vom Ergebnis der beiden Tage, aber dort, wo ich nicht selbst bin, geht’s schlecht. Alles, was gegen Berlin gesandt war, ist geschlagen. Die Preußen schlagen sich wie die Rasenden und lassen sich töten wie die Verrückten. Haben sie keine Nachricht von der Oberlausitz?“

„Ich erwarte heute Abend meine Spione.“

„Sobald Sie etwas erfahren, kommen Sie zu mir, und wenn’s mitten in der Nacht wäre. Ich bin müde, doch werde ich wenig schlafen. Ich empfinde einigen Schmerz, dass die Landsleute meiner Frau so sehr gelitten haben! Sie sind schlecht beraten gewesen von Ihrem General Langenau. Er hat schlecht angefangen.“

„Ich glaube beinahe, Sir, dass Langenau an all dem gar nicht beteiligt war, sonst wären die Angriffe des linken Flügels kräftiger gewesen, denn er kennt Dresden ganz genau!“

„Ja, sie taugen gar nichts.“

Napoleon straffte die Uniform und begab sich in den Speisesaal an die reich gedeckte Tafel des Königs. Man resümierte die beiden Schlachttage, schätzte, dass die Verbündeten 14 000 Tote und ebenso viele Verwundete und Gefangene zu beklagen hatten, die Franzosen etwa 10 000. Besonders die Angriffe auf Leubnitz hatten viele Opfer gefordert. Napoleon erläuterte sein Vorgehen in der Schlacht und weshalb er auf einen Angriff mit der Kavallerie verzichtet hatte: „In den durchweichten Böden wären die Pferde nicht schnell genug vorangekommen. Deshalb habe ich die Hauptstellungen der Verbündeten auf den Südhöhen mit Kanonen in Beschuss genommen. Wie Sie sehen - mit leidlichem Erfolg!“

Die Majestäten lachten über die Bescheidenheit, klatschten Beifall, nickten dem Kaiser anerkennend zu. Mit welchem großem persönlichen Einsatz Napoleon um diesen Sieg gerungen hatte, wussten nur seine anwesenden Offiziere einzuschätzen. Den ganzen Tag über war ihr Feldherr bei strömendem Regen ruhelos durch das Schlachtgetümmel geritten, von einer Stellung zur anderen, hatte die Angriffe dirigiert, sah die Sachsen mutig gegen die Österreicher mit den blanken Säbeln kämpfen, weil das Schießpulvers für ihre Musketen nass geworden war. Das große Ziel vor Augen, hatte er ohne einmal abzusitzen, ohne eine Mahlzeit oder auch nur einen Schluck Wasser zu sich zu nehmen, Übermenschliches geleistet.

In den Abendbefehlen an seine Generäle ließ Napoleon Vorkehrungen für einen weiteren Schlachttag treffen. Noch traute er dem Rückzug des Gegners nicht und erwartete, dass er am Morgen den Kampf wieder aufnehmen würde. Den Führern in den Schanzen erteilte er den Befehl, sich eher töten zu lassen als zu weichen, und nach Paris schrieb er: *Hier geht alles sehr gut.* Jedoch sprach er nicht von einem Triumph über die Verbündeten, denn der errungene Sieg in Dresden war nicht ungetrübt. An anderen Fronten hatten seine Truppen schmerzliche Niederlagen hinnehmen müssen. In

Schlesien hatte ihm Feldmarschall von Blücher einen Verlust von 12 000 Gefallenen und 18 000 Gefangenen zugefügt. Die Position Napoleons in Deutschland war empfindlich geschwächt.

Während der siegreiche Feldherr von Dresden im Schloss mit den Majestäten tafelte, saßen Kaiser Alexander, Fürst Schwarzenberg und die führenden Generäle der Verbündeten im Rittergut Nöthnitz zusammen. Es herrschte allgemeine Bestürzung und Ratlosigkeit über die erlittene Niederlage, hatte man doch mit einem sicheren Sieg gerechnet. Die Majestäten und ihre Generäle beschlossen, sich unverzüglich nach Böhmen zurückzuziehen, damit die Franzosen ihnen den Weg dorthin nicht versperrten. Die Gefahr war groß, denn auf Napoleons Befehl hin war General Vandamme bereits im Begriff, die Erzgebirgspässe zu besetzen. Trotz Wetterunbilden, trotz Hunger und Erschöpfung ihrer Soldaten erteilte der Generalstab der Verbündeten zwischen drei und vier Uhr morgens von Nöthnitz aus folgenden Marschbefehl:

Die österreichischen Truppen marschieren über Rabenau und Pretschendorf ins erzgebirgische Marienberg. Die preußisch-russische Armee schlagen den Weg über Possendorf nach Dippoldiswalde ein und gehen dann über Altenberg nach Böhmen. Alle verfügbaren Kräfte sollen sich hinter dem Erzgebirgskamm zusammenziehen und dort den Gegner erwarten.

Rechthaberei der Regenten, Bevormundung der Generäle und das zu lange Zögern hatten den Armeen der Verbündeten in Dresden eine unvermutete Niederlage gebracht. War es möglich, Napoleon jetzt auf böhmischem Boden zu bezwingen? War es möglich, ihn dort vernichtend zu schlagen, wenn man die Reihen enger schloss, sich Einigkeit gebot und alle Kräfte auf das angestrebte Ziel konzentrierte?

Bei dem Dorf Kulm, nahe Teplitz, erwarteten die Verbündeten mit einer Streitmacht von 54 000 Mann die Truppen des sieggewohnten Verfolgers, der ihnen bereits auf den Fersen war.